

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage 'Neue Welt' inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungskarte Nr. 4627) vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. evtl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig. Telefon 2721. Sprechstunde: 6-7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gefaltene Blattseite oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8-12 und 2-7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Der Münchener Parteitag.

* Leipzig, 20. September.

Nach der unerfreulichen Bernstein-Debatte hat der diesjährige Parteitag der deutschen Sozialdemokratie nun doch die Erwartungen erfüllt, die auf ihn gesetzt wurden: er ist ein arbeitsamer, ruhiger, stiller, aber deshalb nur um so erfreulicherer Tag geworden. Wollenbührs Vortrag über die Arbeiterversicherung, Lindemanns Referat über die Kommunalpolitik, und namentlich auch die beredte und feurige Propagandarede, womit Bebel den sozialdemokratischen Reichstagswahlkampf gegen die Protowucherer eröffnete, beendeten in erfreulichster Weise das gesunde und kräftige Leben, das alle Glieder der Partei befeuert.

Wollenbührs und Lindemanns lehrreiche Auseinandersetzungen konnten nicht einmal in den immerhin weit gespannten Rahmen der Parteitageverhandlungen eingehend gewürdigt werden, sie können es um so weniger in dem engen Rahmen eines Zeitungsartikels. Der Parteitag beschloß, Wollenbührs Referat und die Debatte darüber in einer, auf massenhaften Absatz berechneten Broschüre zu verbreiten, während der von Lindemann angeknüpfte Faden, nach eingehender Erörterung des wichtigsten Themas in Parteiblättern und Parteiversammlungen, auf einem der nächsten Parteitage fortgesponnen werden soll. Möchte es in gewissem Sinne zu bedauern sein, daß der Parteitag unter dem dringenden Druck der Zeit die Verhandlungen über ein kommunalpolitisches Programm abbrechen mußte, so war es um so schmeichelhafter für ihn, daß sich Duzende von hochkundigen Rednern in einer so trockenen, die eingehendsten Detailkenntnisse erfordernden Materie zum Worte gemeldet hatten.

Den Gipfelpunkt der Parteitageverhandlungen bildete die Debatte über die bevorstehende Reichstagswahl. Die Delegierten mochten sie, aus welchem Kreise des Reiches immer kommen, waren einstimmig darin, daß eine tiefe Unzufriedenheit in den Volksmassen gäre, daß die Partei bei ruhiger Agitation und geschlossener Organisation ein beispielvoller Wahlerfolg bevorstehe. Diese frohe Gewißheit befeuerte alle und doch fast alle Redner, die am Freitag über die Mobilmachung der Partei für die nächsten Reichstagswahlen sprachen. Einen kleinen Mißklang brachte nur ein freigemeindliches Mitglied hinein, das erst kurze Zeit der Partei angehört und eine religiöse Kagbalgerlei mit dem Centrum empfahl. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß er damit ganz vereinsamt blieb.

Bereits an einem der ersten Tage der Verhandlungen hatte Auer die verhältnismäßig zahlreichen Anträge auf Propagandaarbeiten gegen den Ultramontanismus damit

zutreffend gekennzeichnet, daß solchen Parteigenossen, die nach all den gehäuften Unthaten des Centrum auf politischem und sozialem Gebiet, noch immer nicht wüßten, wie dieser Partei im Wahlkampf beizukommen sei, wirklich nicht geholfen werden könne. Auf die freigemeindliche Pause am Freitag faßte Vollmar noch einmal alle die Gründe zusammen, aus denen sich mit unabwiesbarer Konsequenz ergibt, daß man dem Centrum, der augenblicklich gemeingefährlichsten Partei, keinen größeren Gefallen thun könne, als den Wahlkampf aufs religiöse Gebiet zu schieben. Wir stimmten nicht in jedem Punkte der Parteitaktik mit dem Genossen Vollmar überein, aber desto lieber haben wir hervor, daß er mit jedem gegen die politische Verimpfung des sozialdemokratischen Wahlkampfes gerichteten Worte den Nagel auf den Kopf traf. Wir können allen Genossen, die in diesem Punkte noch von irgend welchen Zweifeln geplagt sind, nur die Ausführungen Vollmars zum genauen Studium empfehlen.

Auch die Rede Bebel's soll auf Beschluß des Parteitags als Agitationsbroschüre für die Reichstagswahlen verbreitet werden. Die an sie geknüpfte Resolution konnte natürlich nur die wahltaktischen Grundsätze zusammenfassen, so wie sie sich bei früheren Wahlen bewährt haben. Die Partei stellt in allen Kreisen, wo sie vertreten ist, daß heißt in allen Reichstagswahlkreisen eigene Kandidaten auf; wo sie bei der engeren Wahl zwischen gegnerischen Kandidaten sich betheiligen muß, ist ihre Abstimmung für einen bürgerlichen Kandidaten an gewisse Bedingungen geknüpft; werden diese Bedingungen nicht erfüllt, so ist strenge Wahlenthaltung zu proklamieren.

Mit solchen Vorschriften ist es bekanntlich ein eigenes Ding. Sie mögen noch so reichlich erwogen und noch so klar abgefaßt sein — im Eifer des Gefechtes werden sie nur allzu häufig übertreten. Man darf sich darüber keinen Illusionen hingeben, daß es in einem so heftigen Wahlkampf, wie der ist, dem wir entgegen gehen, nicht anders sein wird. Nein, das verbindet nicht von der Verpflichtung, eine gebundene Marschrouten für die Stichwahlen auszugeben. Die Bedingungen, die ein bürgerlicher Kandidat zu erfüllen hat, ehe er auf sozialdemokratische Unterstützung rechnen darf, sind so gefaßt, daß sie vollkommen die politische Würde der Partei wahren, während sie es den bürgerlichen Kandidaten, denen es wirklicher Ernst um die Bekämpfung des Wuchers ist, leicht genug machen, sich der sozialdemokratischen Stimmen bei Stichwahlen zu versichern.

Schließlich trat in den Verhandlungen des Parteitags in erschöpfendster Weise hervor, wie sehr der aufstrebende Kampfeifer wieder die alte revolutionäre Begeisterung in der Partei erweckt, wie er sie zu geschlossenen Kolonnen zusammenschweißt, wie er rüstigen Fußes über alle die

Spinnweben fortschreitet, die in den letzten Jahren sich über den Kampfespfad des deutschen Proletariats zu breiten begonnen haben. Es war deshalb auch wohlgethan, daß man von einer Diskussion des bayerischen Wahlrechtskompromisses abließ; es war eben keine Stimmung dafür, um Dinge, die einstweilen nicht zu ändern sind, die Eintracht zu stören, die durch die bevorstehenden schweren Kämpfe hervorgerufen und die unerklärlich für deren siegreiche Durchführung ist.

So hat der Münchener Parteitag, alles in allem, die ihm gestellten Aufgaben in würdigster Weise gelöst. Unter den Parteitage der deutschen Sozialdemokratie ist er nicht gerade der wichtigste, aber in ihrer nun schon langen Reihe nimmt er einen durchaus ebenbürtigen Rang ein.

Politische Hebersicht.

Freie Bahn!

Das Centrum muß zur Zeit sein ganzes Christentum zusammennehmen, um nicht an dem Weltlauf irre zu werden. Die Partei ist in einer unmöglichen Lage: sie kann nicht vorwärts und nicht rückwärts, ohne ihren Bestand schwer zu gefährden, und stehen bleiben kann sie erst recht nicht. In dieser Verlegenheit ist der kölnischen Volkszeitung ein reitender Gedanke gekommen: sie will niemand Geringeres für die augenblickliche Misere verantwortlich machen, als die Regierung selbst, die durch ihre Starrheit in Sachen der Agrarzölle jede Möglichkeit und Verständigung abschneidet und so ihren eigenen Tariftariff zum Scheitern verurteilt.

Aber vielleicht liegt der Regierung selbst nicht mehr allzu viel an der Annahme des Tariffs? Vielleicht ist sie bereits entschlossen, die neuen Handelsverträge ohne die Grundlage einer Verständigung im Reichstag einzuleiten? Wer kann das wissen?

Das wäre allerdings ein böser Streich für die agrarische Mehrheit überhaupt, aber ganz besonders für das Centrum. Diese Partei hat ein Lebensinteresse daran, daß der Kampf um den Zolltariff nicht in die Reichstagswahlagitation getragen werde. Wäre in der Regierung ein fester, unbedingter Wille vorhanden, er könnte die agrarischen Mehrheitsparteien zwingen, die Tariffsätze der Regierungsvorlage anzunehmen; denn vor Reichstagswahlen unter der Protowucherparole haben sie alle, von den Konservativen bis zu den National Liberalen, eine heillose Angst.

Die kölnische Volkszeitung macht in Pessimismus und stellt sich so, als glaube sie selbst nicht mehr an das Zustandekommen eines positiven Resultats. Ihr selbst wäre es sicher am allerärmlichsten. Wenn am nächsten Montag in der Tariffkommission Herr Müller seinen Mund aufthun und die wohlherwogenen Entschlüsse der Regierung kundgeben wird, wird man ja vielleicht erfahren, ob die Regierung noch immer auf ihrem „Unannehmbar“ steht und ob sie auch entschlossen ist, die daraus folgenden Kon-

Seuilleton.

71) Das tägliche Brot. (Maschinen verboten.)

Roman von Klara Diebig.

Mine stand ganz verbaut dabei und sah auf den blonden, zerzausten Kopf und auf die schmalen, zuckenden Schultern. Was mochte der nur sein? Endlich kam Mine auf die einzig mögliche Lösung.

Sie tupfte die Weinende auf den Arm. „Du, Berthchen,“ flüsterte sie mit einem wehmütigen Lächeln, „is wohl was los bei der, Berthchen?“ Bertha hob den Kopf. „Was los?“ Und dann las sie in Mines Blick und fing so heftig an zu lachen, wie sie vorher heftig geweint. „Haha — was los? Ne, haha, so bumm wer ich doch nich sein! Haha!“ Sie schrie fast vor Lachen.

„Ja, ja — ne, ne — aber denn, warum weenst denn so?“

Ihre kleine Hand zur Faust ballend, schlug Bertha plötzlich auf den Tisch. „Immer dienen — ich mag nich!“ Und nun weinte sie plötzlich wieder laut auf, und zwischen dem Weinen stieß sie heraus: „Is das 'n Leben? Man is doch 'n Mensch, mer muß sein Pflaster haben! Mer will sich nich alle Tage schinden, un denn noch dafür ewig 'rumhschubben lassen, bald hier, bald da!“

„Da biste aber ooch schuld dran,“ wagte Mine zu sagen. „Warum hältst du dich aus uf eine Stelle?“

„Auf eine Stelle — haha — auf hundert Stellen nich! Ich bin nu mal so ins Rollen gekommen. 's is ja auch überall egal. Hier en bißchen besser, da en biß-

chen schlechter — immer daselbe. Un so geht 's immer weiter — huh!“ Sie schüttelte sich, und dann setzte sie die Zähne aufeinander und starrte finster in das trüb-selige Licht des Lämpchens. „Ich mag nich mehr!“

„Jeses, aber was willst du denn machen?“

„Weiß nich,“ Klang es verbissen.

„Machste nach Hause?“

„Aufs Dorf? Ich bin doch noch nich dämlich. Da is 's mer viel zu langweilig.“

„Ja denn,“ — Mine zuckte die Achseln, schüttelte den Kopf und sah ratlos drein — „denn weech ich wirklich nich!“

„Gräm Der nich,“ sagte Bertha leichtlin, sprang auf und rückte sich die verschobene Kleidung zurecht. „'s wird sich schon was finden!“

Ihre unruhigen Blicke schweiften überall umher, über die wenigen Möbel, die kalten Wände, die Reste des mageren Abendbrots. Sie atmete den feuchten Wasche-dunst aus Mines Kleidern, vermischt mit strengem Kohleruch vom Mittagsmahl her — den ganzen Duft der Armelentruben. Ein Schauer überlief sie, sie wurde ganz blaß. „Du, Mine, besonders großartig haste's auch nich. Ne Du, das wäre nich for mir!“

Mine war gar nicht beleidigt, sie lachte gutmütig. „So fein wie bei Deine Herrschaften is es natürlich nich! Wenn wer nur immer satt haben,“ setzte sie feuzend hinzu, „mehr wünsch ich mer gar nich.“

„Unbescheiden biste gerade nich!“ Berthas Blick streifte die Freundin mitleidig und blieb dann auf den übrig gebliebenen Brocken der Schmalzstullen haften. Ein seltsames Zucken hob ihre Oberlippe. Dann, wie wieder zu sich selber kommend, sprang sie zu ihrem

Karton, hob ihn vom Boden und begann ihn hastig aufzuschmüren.

„En neues Kleid — ganz modern — sollste mal sehn! In dem plunidrigen Garnie konnt mer ja nichet Ordentliches anziehen, gleich war's ruiniert. So en Dress, psui Deiwel! Un Schuh hat mer sich auf den Treppen abgelaufen, nich zu sagen! Ewig hin und her! Da rissen se an de Klingeln, mer denkt wunders was. Un wenn man reinkommt — „Ach, heber Sie mir mal auf, da ist mir was 'runtergefallen.“ — oder — „Echen Sie doch mal nach, ich glaube, das Fenster ist nicht ganz geschlossen!“ — Väh!“ Sie streckte die Zunge heraus.

„Un Wangen waren da — herr! Ruck mall!“ Sie schob ihren Blusenärmel in die Höhe und zeigte rote, geschwollene Stellen. So haben se mer gebissen. Auf unseren Hängeboden fassen se knüppelbid.“

„Warum biste denn nu eigentlich da wieder gezogen?“

„Na, is das noch nich genug? Was fragste dumm!“ Bertha stemmte die Arme in die Seiten, in ihren Augen funkelte es auf. „Noch mehr gefällig?! Da wer ich Der mal erzählen, wie de Herren da hinter einem drein waren. In de Stube sollt mar zu ihnen kommen, ihnen den Koffer helfen packen — die — —“ sie schluckte eine wenig schmeichelhafte Bezeichnung hinunter. „Un denn noch nich mal en anständiges Trinktgelb; manche gingen einem ganz durch. Un denn der Ose, unser Herr selber, was der immer zu quatschen hatte! Wenn ich in de Stuben aufträumte, kam er mer nach — „Sie, Bertha, nähert Se nich doch mal den Knopf an!“ Na, det kennt man schon! Aber als se nu wegen 'ner kaputten Waschkruke anfing; die hätte achzehen Mark gekostet, die sollt ich bezahlen — hei — da macht ich ihr wenigstens en ordentliches Krach! „Lassen Se sich die achzehen Mark